

Year: 2009

Der Text als Modell? Vom Lesen und Verstehen der Welt

Angehrn, Emil

Posted at edoc, University of Basel

Official URL: <http://edoc.unibas.ch/dok/A5251712>

Originally published as:

Angehrn, Emil. (2009) Der Text als Modell? Vom Lesen und Verstehen der Welt. In: Die Kultur des Textes : Studien zur Textualität. Würzburg, S. 69-88.

Der Text als Modell?

Vom Lesen und Verstehen der Welt

Emil Angehrn

1. Das Buch des Lebens und die Lesbarkeit der Welt

Als eines der spektakulärsten Ereignisse der biowissenschaftlichen Forschung wurde zu Beginn unseres Jahrtausends die Entzifferung des menschlichen Genoms gefeiert. Mit großem medialem Aufwand wurde sie als eine Großtat technologischer Forschung gepriesen, welche die Menschheit zum ersten Mal in die Lage versetzte, das Alphabet des eigenen Textes zu kennen und die Sprache zu erlernen, in welcher Gott das Leben geschaffen hat. In zahllosen Kommentaren wurde eine naturwissenschaftliche Entdeckung mit einem Vokabular beschrieben, das der Informationsverarbeitung und Textlektüre entstammt. Von Entzifferung, Entschlüsselung eines Codes war darin die Rede, vom Erlernen einer Sprache, von Buchstaben, Text und Buch: „Stellen Sie sich das gesamte Werk von Shakespeare vor, ohne Leerzeichen zwischen den Wörtern. Sie kennen weder die Grammatik, noch sind Sie des Englischen mächtig. Es dauert Jahrzehnte, bis Sie es verstehen.“¹ Im Bescheidenheitsgestus unterstrichen Biologen, daß die Entdeckung erst einen Text ans Licht gefördert habe, der nun entziffert, gelesen und gedeutet werden müsse – eine Herausforderung an die Wissenschaft für Jahrzehnte. Auch wenn noch nicht verstanden und interpretiert – daß es sich bei dem neu Entdeckten um einen *Text* handle, dessen Medium die *Schrift* und dessen Elemente *Buchstaben* sind, darüber schien kein Dissens zu bestehen.

Auf den ersten Blick also ein Kategorienfehler, kaum geringer als bei der mythischen Einkleidung natürlicher Ereignisse in die Sprache eines göttlichen Handelns oder einer Offenbarung. Was berechtigt uns dazu, die Rekonstruktion einer Struktur, die Identifikation der Elementarbausteine der Natur nach dem Modell eines Textes, der etwas bedeutet, zu interpretieren? Bemerkenswert ist, daß sich diese eigenartige Verschiebung der Sprachspiele nicht nur in der öffentlichkeitswirksamen Inszenierung, sondern auch im disziplinären Binnendiskurs findet. Vor einem Publikum von Fachleuten erklärt der Biotechnologe David Jackson: „Um eine Sprache zu beherrschen,

¹ So die Genetikerin Betsy Dyer (<http://www.netdoktor.de/topic/genom/genom.htm> Zugriff am 17.03.2008).

muß man in der Lage sein, in ihr zu lesen, zu schreiben, zu kopieren und zu editieren. Die funktionalen Äquivalente jedes dieser Aspekte der Sprachbeherrschung sind nun in Technologien verkörpert, um mit der Sprache der DNA umzugehen.“² Erkennbar ist die Utopie, das Buch des Lebens nicht nur lesen, sondern es auch korrigieren und umschreiben zu können. Dabei sind dies nicht erst Visionen aus jüngster Zeit. Die Wissenschaftshistorikerin Lily E. Kay hat in ihrer Untersuchung *Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code?* die Entstehung und Verfestigung dieser Sprache nachgezeichnet, in welcher sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts die Denkschemen der Biowissenschaften, der Informationstheorie und der Schrifttheorie verbinden und überlagern.

Nun ist daran zu erinnern, daß es sich bei der Paraphrasierung des Human Genome Project keineswegs um eine *ad-hoc*-Terminologie handelt. Vielmehr partizipiert sie an einer über das Leben hinausgreifenden Vorstellung, die sich durch die ganze Ideengeschichte hindurchzieht und ein bestimmtes Ideal unseres Verhältnisses zur Welt artikuliert. Hans Blumenberg hat Zeugnisse dieses Motivs unter dem Titel der Lesbarkeit der Welt im Gang durch die Kulturgeschichte versammelt: vom biblischen Himmelsbuch zum humanistischen Weltbuch und romantischen Buch der Natur, von den neuplatonischen Buchstabengleichnissen über die medizinische Signaturenlehre bis zur psychoanalytischen Traumdeutung und zur Lektüre des genetischen Codes. Es ist eine Leitvorstellung, die uns heute zumal terminologisch präsenter denn je ist, auch wenn die entsprechenden metaphysischen und religiösen Hintergrundvorstellungen verblaßt sind – die Vorstellungen eines in die Kreatur eingegangenen schöpferischen Worts, einer mit dem Wesen der Dinge kommunizierenden menschlichen Sprache, einer Isomorphie zwischen Denkform, Sprachsystem und Wirklichkeitsstruktur.

In unterschiedlichsten Zusammenhängen ist uns die Rede von Schrift und Lektüre vertraut, unterstellen wir ein gleichsam sprachförmiges, nach dem Vorbild des Lesens operierendes Erkennen. Wir sprechen vom Lesen von Spuren, von der Lektüre einer musikalischen Partitur, eines physiognomischen Ausdrucks, einer Geste, einer Landkarte. Der Wahrsager liest in den Karten, die Mutter im Gesicht des Kindes, der Traumdeuter in den Träumen, der Jäger liest die Fährte des Wildes, der Kulturanthropologe das

² Jackson, David: Template for an Economic Revolution. In: Donald Chambers (Hg.): DNA. The Double Helix: Perspective and Prospective at Forty Years. New York 1995, 358 (zit. nach: Kay, Lily E.: *Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code?* Frankfurt a. M. 2005, 15).

Stadtbild. Auch die individuelle oder soziale Lebenswelt wird nach dem Modell des Textes entschlüsselt: Das Leben ist voll von Erzählungen, von Diskursen durchwirkt.³ In der Dekonstruktion wird die Metaphorik des Textes in gewisser Weise fundamentalisiert: Der Urschrift als Ursprung von Sinn überhaupt entspricht die Lektüre als generalisierte Operation des Verstehens und Interpretierens.

2. Grenzen der Lesbarkeit

Nun darf bei aller Vertrautheit der Textmetaphorik die Nichtselbstverständlichkeit ihrer Ausweitung nicht übersehen werden. Der Status der Textualisierung der Welt ist ein durchaus problematischer. Gegen sie haben verschiedene Kulturwissenschaftler die Fremdheit zwischen Text und Welt herausgestellt und die „Grenzen der Lesbarkeit“ reflektiert.⁴ Gegen die klassische Analogisierung von Bild und Sprache haben andere Autoren auf dem Anspruch der Bilder auf Unlesbarkeit beharrt⁵ oder sich darum bemüht, die ikonische Logik in ihrer Eigenständigkeit aufzuweisen und von der Unterordnung unter den Logos der Sprache zu befreien.⁶ Daß der Betrachter des Kosmos das Buch der Welt ‚lesen‘ soll, ist zunächst eine unplausible Metapher: Die nächsten Konnotationen der *theoria* sind das Schauen und die Sichtbarkeit dessen, was sich uns offenbart, nicht das Entziffern eines geschriebenen Textes. Die gentechnologischen Adaptationen der Figur vom Buch des Lebens, so Kay, verstricken sich in die „jahrtausendealte Aporie einer stummen Sprache und eines Buchs ohne Autor“.⁷

So erstaunt es nicht, daß von Seiten der Philologie gegen die Omnipräsenz der Lese-Metapher Einspruch erhoben – oder zumindest eine klare Distinktion zwischen der Lektüre im engen und im weiten Sinn gefordert – worden ist. Man hat etwa vorgeschlagen, bestimmte Komponenten der normalen, ‚vollen‘ Bedeutung des Lesens zu identifizieren, von denen im

³ Villaverde, Marcelino Agis: Du monde de la vie au monde du texte: Husserl, Heidegger, Ricœur. In: Stefan Orth / Andris Breitling (Hg.): Vor dem Text. Hermeneutik und Phänomenologie im Denken Paul Ricœurs. Berlin 2002, 15-37, hier: 37.

⁴ Vgl. Stoellger, Philipp (Hg.): Genese und Grenzen der Lesbarkeit. Würzburg 2007.

⁵ Vgl. Huber, Jörg: Der Anspruch auf Unlesbarkeit der Bilder und die Lesbarkeit seiner Behauptung. In: Stoellger, Genese und Grenzen der Lesbarkeit. A. a. O., 49-60.

⁶ Vgl. Boehm, Gottfried: Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder. In: Christa Maar / Hubert Burda (Hg.): Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder. Köln 2004, 28-43.

⁷ Kay, Lily E.: Das Buch des Lebens. A. a. O., 11, vgl. 24.

metaphorischen Gebrauch mindestens eine ausgeblendet wird.⁸ Zurückgewiesen wird nicht die Metapher als solche, sondern ihr „epidemischer“⁹ Gebrauch – wenn vom Lesen von Gefühlen, Personen, Landschaften, Kulturen usw. die Rede ist. Dabei wird der Mehrwert der Metapher weniger als ein semantischer denn als pragmatischer – als Effekt der Überraschung, Verfremdung – beurteilt und ein Motiv ihrer Verwendung darin gesehen, daß mit dem Vokabular des Lesens andere in der sich „als avanciert begreifen“ Kulturwissenschaft verpönte Leitbegriffe – wie die Begriffe des Verstehens und der Interpretation – vermieden werden sollen.¹⁰ Ein gewissermaßen noch grundsätzlicherer Einwand, der nicht die spezifische Textmetaphorik, sondern die Orientierung am Modell der Sprache überhaupt betrifft, wendet sich gegen die generelle „Diskursivierung“ der Kultur.¹¹ Auch wenn wir die Konstellation nicht in dieser Weise antagonistisch als Streit um eine illegitime Metaphernerweiterung aufnehmen, bleibt ein doppelter Sachverhalt festzuhalten. Das eine ist die strukturelle Heterogenität des unter dem Leitbegriff des Textes Zusammengehaltenen. Daß wir mit der Sequenzierung des Genoms Vorstellungen von der Lektüre eines Textes assoziieren, hat etwas Phantastisches. Das andere ist, ungeachtet aller Fremdheit, die erstaunliche Verbreitung der Metapher. Ein Begriff der Alltagssprache wird hier weit über seinen Ursprungsbereich hinaus verwendet und mit Projektionen und Ansprüchen verschiedenster Art besetzt. Der zweifache Sachverhalt gibt Anlaß, die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit des Textmodells systematisch zu stellen.

⁸ Klaus Weimar schlägt fünf Bedeutungskomponenten des *Lesens* vor: „(1) das optische Erfassen (2) eines Objekts, (3) dessen Einstufung oder Identifikation als Zeichen oder Zeichensystem und (4) wiederum dessen ‚mentale‘ Auswertung oder Verarbeitung oder Transformation in anderes, in Unsichtbares, (5) nach objektspezifischen, lernbaren und transsubjektiv verbindlichen Regeln oder Konventionen. Bei der engeren Bedeutung ist einerseits die Komponente (3) eingeschränkt auf einen Typ Zeichen, auf Schriftzeichen, und andererseits die Komponente (4) als der Anfang einer doppelten Transformation konzipiert, als die Konversion nämlich von Schrift in Laut oder Laut-äquivalente (beim Leiselesen), die dann, als Sprache identifiziert, in Bedeutung transformiert werden (das nennt man dann im Unterschied zum Lesen *Verstehen*).“ (Weimar, Klaus: Das Wort Lesen, seine Bedeutungen und sein Gebrauch als Metapher. In: Stoellger, Philipp: Genese und Grenzen der Lesbarkeit. A. a. O., 25).

⁹ Ebd. 26.

¹⁰ Ebd. 29, 32.

¹¹ Krämer, Sibylle / Bredekamp, Horst: Kultur, Technik, Kulturtechnik. Wider die Diskursivierung der Kultur. In: Dies. (Hg.): Bild, Schrift, Zahl. Reihe Kulturtechnik. München 2003, 11-22.

Paul Ricoeur hat diese Frage in einem bestimmten Kontext behandelt. Sein Aufsatz „Le modèle du texte“ gilt dem Text als Modell für das Verstehen sinnvollen Handelns.¹² Damit wird die nächstliegende Analogie zwischen den beiden Modalitäten subjektiver Sinnkonstitution zum Tragen gebracht, zwischen dem Handeln und der sprachlichen Äußerung bzw. deren Niederschlag im Text. Gerade die Verbindung zwischen der Innerlichkeit des Intendierens und der Äußerlichkeit des Ausdrucks bildet das Scharnier der Parallelisierung beider Vollzüge; sie bietet Ricoeur die Möglichkeit, Methoden der Textanalyse analog im Bereich der Handlungserklärung geltend zu machen. Auch wenn die Parallelisierung problematisierbare Analogien beinhaltet, hat sie eine gewisse Plausibilität durch die manifeste gemeinsame Zugehörigkeit beider Akte zum Reich des Sinnhaften und Verstehbaren. Dies unterscheidet sie von der Ausweitung des Lektüremodells auf die Welt überhaupt, deren Verstehbarkeit keineswegs gesichert ist, je nachdem eher abwegig erscheint. Mit Bezug auf diese Universalisierung haben wir die Frage nach der Paradigmenfunktion des Textes zu stellen.

Ich möchte in dieser Fragestellung zwei Fragerichtungen unterscheiden. In einem ersten Schritt (3.) haben wir zu präzisieren, welche Differenzen bei der Ausdehnung der Textmetaphorik auf dem Spiel stehen. Welches sind die Schwellen, deren Überschreitung diese Metaphorik problematisch – oder umgekehrt lohnend und interessant – macht? Zum zweiten (4.) will ich der Frage nachgehen, welches die Gründe für den Gebrauch und die Ausdehnung dieser Metapher sind. Was macht die Faszination der Figuren des Textes und der Lektüre aus, die diese Begriffe weit über ihr angestammtes Feld hinaus und ungeachtet der Heterogenität der Gegenstände anwenden läßt?

3. Sinn, Sprache, Text

Wenn wir unser Weltverhältnis nach dem Vorbild der Lektüre eines Buches beschreiben, so stehen mehrere Differenzen zur Diskussion. Die beiden grundlegenden bestehen darin, ob wir erstens zur Welt ein sinnhaft-verstehendes oder ein bloß äußerlich beschreibendes Verhältnis haben, und ob sich ein sinnhafter Bezug zweitens im Medium der Sprache oder außer-

¹² So der Untertitel: *L'action sensée considérée comme un texte*. In: Ricoeur, Paul: *Du texte à l'action. Essais d'herméneutique II*. Paris 1986, 183-212 (dt.: *Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen*. In: Hans-Georg Gadamer / Gottfried Boehm: *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften*. Frankfurt a. M. 1978, 83-117).

halb der Sprache vollzieht. Als drittes ist innerhalb des Sprachlichen das Paradigma des Textes von anderen Leitmodellen zu unterscheiden. Zu überprüfen sind drei Stufen der Nichtselbstverständlichkeit einer ‚Lektüre‘ der Welt, die dreierlei unterstellt: die Sinnhaftigkeit, Sprachförmigkeit und Textualität der Welt.

(a) Sinnhafter und nicht-sinnhafter Weltbezug

Die fundamentalste Dichotomie besteht darin, ob wir die Dinge und Ereignisse in ihrem Sinn verstehen – oder sie einfach in ihrer äußeren Gestalt aufnehmen, klassifizieren und erklären. Es ist die Unterscheidung zwischen einem sinnhaft verstehenden und einem nicht-verstehenden Gegenstandsbezug, die in der kulturwissenschaftlichen Methodendiskussion diskutiert – und vielfach problematisiert – worden ist. Ich will sie an dieser Stelle nicht vertiefen, sondern begnüge mich damit, die manifeste Differenz in unserem natürlichen Weltbezug festzuhalten. Wir beziehen uns in spezifisch verschiedener Weise einerseits auf die Äußerung eines mit uns sprechenden Menschen, auf ein Kriegsdenkmal, auf ein religiöses Ritual – und andererseits auf eine Gebirgsformation, das Räderwerk einer Maschine. Wir haben auf der einen Seite Gegenstände, die wir in irgendeiner Weise auf ihren Sinn hin verstehen, auf das hin, was sie meinen, was in ihnen zum Ausdruck kommt – und auf der anderen Seite Gegenstände, die wir in ihrer Beschaffenheit, ihrem Gewordensein und ihrem Funktionieren beschreiben. Wenn wir von der einen in die andere Perspektive wechseln – ein Gewitter als Zornesäußerung eines Gottes verstehen, oder umgekehrt den Zornesausbruch des Nachbarn rein physiologisch beschreiben –, praktizieren wir eine Verfremdung gegenüber den ‚normalen‘ Registern unseres spontanen Weltbezugs. Zu unserem säkularen Weltbild gehört die Unterstellung, daß unser Bezug zu den Dingen nicht zur Gänze ein in diesem Sinn verstehender sei, daß nicht alles in der Welt voll Sinn sei.¹³

Allerdings ist mit der simplen Demarkation zweier Regionen das hier virulente Problem nur unzulänglich gefaßt. Die Abtrennung beider Bereiche läßt sich in Wahrheit nicht so eindeutig durchführen, wie es die einfachen Beispiele suggerieren, und sie stellt nicht die abschließende Antwort auf die

¹³ Vgl. Stoellger, Philipp: Genese als Grenze der Lesbarkeit. Über die Grenzen der Lesbarkeitsmetapher. In: Ders., Genese und Grenzen der Lesbarkeit. A. a. O., 225-249, hier: 238.

Frage nach ihrem Verhältnis dar. Die Grenzziehung wird von beiden Seiten her sowohl betont wie in Frage gestellt. Auf der einen Seite haben wir den Einspruch gegen die Universalisierung des Sinns, nicht nur als Grenzziehung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften, sondern auch innerhalb der letzteren. So hat H. U. Gumbrecht dafür plädiert, auch jene Schichten kultureller Phänomene zur Geltung zu bringen, die nicht zur Dimension von Sinn und Bedeutung gehören und in diesem Sinne hermeneutisch faßbar sind.¹⁴ In grundsätzlicherer Weise ist die Grenzziehung in den Naturalisierungsdebatten, etwa zwischen Neurowissenschaften und Philosophie des Geistes, Thema. Geht es hier darum, Phänomene, die wir in der natürlichen Einstellung als sinnhaft interpretieren – mentale Zustände, Gefühle, Vorstellungen – auf ihre somatischen Fundamente zurückzuführen, so geht das gegenläufige Bestreben dahin, scheinbar Sinnloses dem Verstehbaren zuzuschlagen. In der *Traumdeutung* spricht Sigmund Freud vom Vorhaben, dasjenige, was im Traum wie ein „unsinniger [...] Wortlaut“ erscheint, „wie einen heiligen Text“¹⁵ zu behandeln; im analytischen Gespräch können äußerliche Phänomene wie Husten und Räuspern als interpretierbare Momente des Sprechens fungieren. Generell hat die Psychoanalyse, so Ricœur, die Frage nach dem Übergang vom Nichtsinn zum Sinn, nach der „Verbindung von Sinn und Kraft“¹⁶ gestellt. Ähnlich hat die Dekonstruktion das Wechselspiel von Innen und Außen – von Text und Kontext, materiellem Substrat und Aussage – als Moment der Lektüre zum Tragen gebracht, es gleichsam dem Sinn zugeschlagen.

Die erste Schwelle, die in der Verallgemeinerung der Text- und Lektüremetapher in Frage steht, ist die zwischen sinnhafter und nichtsinnhafter Welt. Vom Buch des Lebens oder der Natur zu sprechen heißt eine Grenze überspringen, die wir in unserem Normalverständnis unterstellen.

(b) Sprachlicher und nicht-sprachlicher Weltbezug

Nun ist innerhalb des Bereichs des Sinnhaften eine zweite, ebenso grundlegende Differenz einzuzeichnen, die für den Streit um die Hermeneutik oft als die entscheidende im Vordergrund steht. Es ist die Grenze zwischen

¹⁴ Gumbrecht, Hans Ulrich: Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz. Frankfurt a. M. 2004.

¹⁵ Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. In: Gesammelte Werke, Bd. II/III. Frankfurt a. M. 1976, 518.

¹⁶ Ricœur, Paul: Le conflit des interprétations. Paris 1969, 140.

sprachlichem und nicht-sprachlichem Wirklichkeitsbezug – sei letzterer als vorsprachlich, als außersprachlich oder als übersprachlich konzipiert. Sprache ist die zentrale Figur des Hermeneutischen; Sinn, Sinnbildung und Sinnverstehen haben in der Sprache ihren ursprünglichen Ort und ihr privilegiertes Medium. Prägnant formuliert dies der Satz Gadamers, der zugleich exemplarisch für die Universalisierung der Hermeneutik steht: „Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.“¹⁷ Er ist Ausdruck einer Überzeugung, die sowohl das menschliche Erkenntnisvermögen wie das Sein der Welt tangiert: als Überzeugung, daß wir einerseits uns selbst, die anderen und die Welt ursprünglich kraft unseres Sprachvermögens erschließen und daß andererseits die Wirklichkeit uns letztlich kraft ihrer Sprachförmigkeit, ihrer sprachlichen oder sprachanalogen Verfaßtheit zugänglich ist.

Indessen ist es eine offene Frage, wieweit Sprache sowohl den innersten Kern des sinnhaften Weltbezugs wie dessen Ganzes ausmacht – ob in der Tat nach Wittgensteins Satz die Grenzen meiner Sprache auch die Grenzen meiner Welt bedeuten. In Wahrheit, so zeigt die Erfahrung, sind die Sphären des Sinns und der Sprache nicht schlechthin koextensiv. Sinnbildung wie Sinnrezeption finden ebenso außerhalb des artikulierten Sprachgebrauchs statt, in Körperverhalten und Gestik, in emotionalen Zuständen und Äußerungen, in künstlerischer Produktion und ästhetischer Wahrnehmung. Genaue läßt sich in diesem Anderen zur Sprache ein der Sprache vorausliegender und ein die Sprache transzendierender, aber ebenso ein strukturell außer- und nicht-sprachlicher Sinnbezug ausmachen.

Auf der einen Seite haben wir Erkenntnis- und Ausdrucksvermögen, die (noch) ohne Sprache auskommen. Sie sind uns vertraut im affektiven Erleben und Nachvollziehen, im atmosphärischen Wahrnehmen, im Gerichtetsein unseres Wollens und Tuns. Heidegger hat das der sprachlichen Artikulation vorausliegende existentielle Verstehen als Grundlage jeder Auslegung beschrieben; in Anlehnung an Husserls Theorie der vorthematischen Intentionalität hat Merleau-Ponty das noch nicht artikuliert, ‚fungierende‘ Wort als Basis allen Sprechens aufgewiesen. Die explizite Rede gründet in einem vorausgehenden Meinen und Sagenwollen, das wir im leiblichen Gerichtetsein unseres Erlebens und Tuns vollziehen. Es geht um präsemantische Potentiale des menschlichen Lebens, die gegenüber der sprachlichen Explizitheit mit einem Hof von Unbestimmtheit versehen sind, die aber nicht

¹⁷ Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Gesammelte Werke, Bd. I. Tübingen 1986, 478.

einfach als Mangel, sondern als Virtualität, als Tendenz und Bedeutsamkeit des Impliziten fungieren.¹⁸ Um ein vor-sprachliches Verhalten handelt es sich bei solchem Verstehen und Äußern insofern, als dieses gleichsam auf die Sprache, die explizite verbale Artikulation hin angelegt ist.¹⁹

Von diesem vorsprachlichen Potential können wir Formen des außersprachlichen Äußerns und Rezipierens unterscheiden. Nichtverbale Medien wie Bild und Musik sind Medien des Sinns und Verstehens: Wir können ein Bild, eine Komposition verstehen, mißverstehen oder nicht verstehen, wir können sie verschieden interpretieren, über die Deutung mit anderen streiten. Doch *wie*, nach welcher Logik und welchen Kriterien solches Verstehen und Aktualisieren von Sinn in der Malerei, in der Bildbetrachtung, im Komponieren, Aufführen und Hören von Musik zustande kommt, ist die Frage.²⁰ Es macht eines der aktuellen Forschungsthemen der Theorie des Bildes und der Medien aus, die Konstitution und Wirkungsweise des Sinns im Nicht-verbalen in ihrer Eigenständigkeit, aber auch in ihrer Affinität zur Sprache zu untersuchen. Es liegt auf der Hand, daß die Frage nach der Applizierbarkeit der Text- und Lektüremetaphern unmittelbar damit zusammenhängt.

Schließlich haben wir, neben dem vor- und außersprachlichen, das übersprachliche, sprachtranszendierende Vernehmen und Bilden von Sinn. Hier geht es darum, über die Grenzen der Sprache in einem affirmativen Sinne hinauszugelangen und die konstitutive Endlichkeit des menschlichen Logos, der zur Erkenntnis des Wahren nicht in der Lage ist, aus sich heraus zu überwinden. Ein wichtiger Strang der spekulativen Philosophie hat sich dieses Anliegens angenommen, das etwa in der neuplatonisch-mystischen Tradition im Horizont einer negativen Theologie, im Ausgriff auf ein

¹⁸ Vgl. Jung, Matthias: Leaving it implicit. Die Prägnanz semantischer Unbestimmtheit (Tagung „Unmöglichkeiten. Zur Hermeneutik des Außerordentlichen II. Paradoxie und Metapher“, Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie. Universität Zürich 2006).

¹⁹ Nach einer anderen Richtung ließe sich hier die von Wolfram Högbe anvisierte Erweiterung der Hermeneutik „nach unten“ anführen, die hinter die sprachorientierte Auslegungskunst auf die „subsemantische Deutungsnatur“ des Menschen zurückgehen und deren Potentiale, die Högbe unter dem Titel der „Mantik“ fasst, der philosophischen Reflexion wieder zueignen will: Högbe, Wolfram: Metaphysik und Mantik. Die Deutungsnatur des Menschen (Système orphique de Iéna). Frankfurt a. M. 1992.

²⁰ Vgl. Boehm, Gottfried: Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens. Berlin 2007; Becker, Alexander / Vogel, Matthias: Musikalischer Sinn. Beiträge zu einer Philosophie der Musik. Frankfurt a. M. 2007.

„Überseiendes“²¹ und „Unaussprechliches“²² (oder gar „Überunaussprechliches“), pointiert ausformuliert worden ist.²³ Verweisen ließe sich auf Figuren der neueren Philosophie, die auf ein Jenseits von Begriff und propositionaler Sprache zielen. So reflektiert Hegels Lehre vom spekulativen Satz die Grenze kategorialen Sprechens, gegen welche sie nicht auf ästhetische, expressive oder rhetorische Momente setzt, sondern das Begriffliche in seinem eigenen Medium gegen sich selbst wenden will. Sie meint eine Struktur philosophischer Darstellung, die im Durchgang durch die Bewegung des Gegenstandes in der Lage sein soll, die analytische Differenzierung und lineare Sukzession, die der sprachlichen Entfaltung unabdingbar ist, zu überwinden und das Ganze zur Sprache zu bringen. In einem analogen Gestus will negative Dialektik das Verfälschend-Fixierende des ‚identifizierenden‘ Begriffs überwinden, indem sie nicht nur Gegeninstanzen zum Abstrakt-Formalen – wie Materialität, Qualität, Sinnlichkeit – aufruft, sondern auf die eigene Kraft des Begriffs setzt: „Nur Begriffe können vollbringen, was der Begriff verhindert.“ Was der Einzelbegriff verfehlt, soll das Geflecht der Begriffe, die Konfiguration oder Konstellation leisten, in der die Sache selbst gegenwärtig und aus ihrem Inneren erschlossen wird.²⁴ Allerdings zeigen solche Konzepte zugleich die Interpretationsbedürftigkeit der Rede von den Grenzen der Sprache. Präzisierungsbedürftig ist sie hinsichtlich der Formen und Ebenen sprachlichen Ausdrucks, deren Begrenztheit in Frage steht. Nicht Sprache schlechthin, sondern spezifische Formen und Stufen der Sprache sind das zumeist Anvisierte – bei Hegel und Adorno Begriff und Prädikation. Von solcher sprachinterner Selbsttranszendierung unterscheiden sich andere Konzepte, die den Begriff auf ein Anderes gegenüber der Sprache, auf eine höhere Schau, ein intuitives Innwerden hin übersteigen wollen.

Zusammenfassend können wir festhalten, daß wir es sowohl im Vor- und Außersprachlichen wie jenseits der Sprache mit Sinnformen zu tun haben, die gleichzeitig in ihrer Sprachaffinität und Sprachanalogie faßbar sind. Dabei nimmt diese Analogie in den verschiedenen Fällen – im physiognomi-

²¹ Plotin: Enneaden. VI 8, 39; vgl. J. Zachhuber: „Überseiend; überwesentlich (griech. *hyperousios, hyperontos, hyperon*)“. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. XI. Basel 2001, Sp. 58-63.

²² Plotin, Enneaden. V 3, 13, 1.

²³ So, in Abhebung vom Defizitär-Unsagbaren, Dionysius Areopagita, *De Div. Nom.* I.4, 592 D; IV.2, 696 B.

²⁴ Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*. Frankfurt a. M. 1966, 62.

schen Ausdruck, in der musikalischen Phrase, im Bild – eine je unterschiedliche Gestalt an. Insofern muß auch die Frage, wieweit wir hier sinnvollerweise von Text und Lektüre – oder umgekehrt von Grenzen der Lesbarkeit – sprechen sollen, in je spezifischer Weise beantwortet werden. Die musikalische Komposition ist in anderer Weise ‚lesbar‘ als die Stadtlandschaft. Zunächst bestätigt sich, daß die Grenzen der Lesbarkeit im engen Sinn nicht mit den Grenzen des sinnhaften Verstehens zusammenfallen. Offen bleibt, wieweit wir das Diesseits und Jenseits des Textes sinnvollerweise im Ausgang vom Textmodell und vermittelt über die Textmetaphorik – und nicht nur als irgendwie sprachförmig oder sprachanalog – denken sollen. Die Frage ist, ob die Text-Metapher sozusagen zu viel transportiert, eine spezifische Lesbarkeit und Deutbarkeit unterstellt, die das genuine Sinnpotential des Außertextuell-Außersprachlichen nicht wirklich erschließt, sondern eher verdeckt. Dazu ist es nötig, das Spezifikum des Textes als solchen zu präzisieren.

(c) *Sprachhermeneutische Paradigmen – Ausdruck, Gespräch, Text*

Wenn vom privilegierten Status der Sprache für die Hermeneutik – von der Sprache als Sinninstanz *par excellence* – die Rede ist, so kann damit Unterschiedliches gemeint sein. Die Sprache fungiert zumindest in drei idealtypischen Gestalten als Paradigma der Hermeneutik: als Ausdruck, als Gespräch und als Text. Sprache kommt darin in verschiedenen Kristallisationsformen, gleichsam in verschiedenen Stadien des Sinnprozesses in den Blick. Konzepte der Hermeneutik haben sich je nachdem an dem einen oder anderen dieser Paradigmen ausgerichtet.

Das erste ist der Ausdruck als Ursprungsort von Sinn. Es ist der Schritt von innen nach außen, der zugleich den Schritt der Symbolisierung beinhaltet und die objektiven Sinngebilde generiert, welche für andere Gegenstand des Verstehens sind. Der Ausdruck kann als leiblich-gestisches Verhalten, als sprachliche Äußerung, als Expressivität in der Schaffung der kulturellen Welt Thema sein. Autoren wie Dilthey, Plessner, Merleau-Ponty, Charles Taylor haben unterschiedliche Facetten dieser Expressivität als Angelpunkt der Sinnbildung beleuchtet.

Das zweite, das Gespräch, steht für die zwischenmenschliche Verständigung als Dimension des Sinnprozesses, der immer beide Seiten impliziert: Sinn wird geäußert und aufgenommen. Es gibt keine Sinnproduktion ohne (tatsächliche oder mögliche) Sinnrezeption. Das Gespräch, das vor allem in

der Theorie von Hans-Georg Gadamer als Mittelpunkt der Hermeneutik expliziert worden ist, verdeutlicht das Verstehen als wesentlich kommunikativen Vorgang. Verstehen enthält in der Tiefe ein Sich-Ansprechenlassen durch ein anderes Subjekt, ein Antworten auf Fragen, die ein anderer aufwirft, ein Wiedererkennen eigener Fragen in dem, worauf der andere antwortet. In einer besonderen Version ist der kommunikative Grundzug in der psychoanalytischen Hermeneutik herausgearbeitet worden, gerade sofern diese das Verstehen einem dialogischen Prozeß anvertraut, der sich nicht im sprachlichen Austausch erschöpft, sondern eine reale (wenn auch nicht ‚ausagierte‘) interpersonale Beziehung einschließt und sich auf den Dialog von Unbewußt zu Unbewußt abstützt.

Die dritte Instanz, der Text, betrifft das Sinndokument idealiter jenseits des Ausdrucks wie des Dialogs, in Ablösung vom Kontext wie vom Subjekt (und gegebenenfalls vom Adressaten) der Äußerung. Der Text ist in gewisser Weise noch wie eine direkte, vom Autor ausgehende Äußerung, wie eine Stimme, die zu mir spricht, doch abgelöst von ihrer Herkunft, verselbständigt gegenüber dem lebendigen Austausch, in das Medium der Äußerlichkeit und Schrift versetzt und möglicherweise ohne nachkonstruierbare Rückbindung an den Äußerer und die Sprechsituation. So verkörpert der Text paradigmatisch die hermeneutische Situation: Wir haben mit einem Gegenstand zu tun, dessen Sinnhaftigkeit außer Zweifel steht, doch nicht unmittelbar zugänglich ist. Textdokumente treten mit dem Anspruch auf, etwas zu verstehen zu geben – expliziter als Monumente, Spuren und Überbleibsel –, doch macht die Entfernung vom Ursprung ihr adäquates Verständnis zum Problem. Wir teilen nicht notwendig die Verstehensvoraussetzungen, die im normalen Gespräch gegeben sind – die Gemeinsamkeit der Sprache, des kulturellen Horizonts, des Kontextwissens; und wir haben, wie schon Platon in der Schriftkritik des *Phaidros* (274b-277a) unterstreicht, nicht die Möglichkeit des Nachfragens und Uns-Einstellens auf den Anderen. Die Frage ist, in welcher Weise Verstehen unter diesen Prämissen zustandekommt. Unterschiedliche Aspekte charakterisieren das Verstehen als genuine Textauslegung.

(1) Zum einen kann die Arbeit am Text versuchen, das ursprünglich Gemeinte zu entziffern, den schriftlichen Niederschlag idealiter in den sprachlichen Äußerungsakt zurückzuübersetzen. Es scheint dies eine natürliche Stoßrichtung in der Lektüre eines Textes: Leitend ist die Intuition, daß wir einen Text dann wirklich verstanden haben, wenn es uns gelungen ist, zu rekonstruieren, wie er gemeint war, was sein Autor mit ihm sagen wollte.

Die *intentio auctoris* scheint der nächstliegende Maßstab im Streit der Interpretationen. Klassische hermeneutische Methoden dienen dem Ziel, die Materialisierung der Intention in der Verschriftlichung gleichsam rückgängig zu machen und diese auf die darin sich äußernde Intention hin zu durchdringen (auch dort noch, wo es darum geht, einen Autor „besser zu verstehen, als er selbst von sich Rechenschaft geben könne“²⁵).

(2) Einer anderen Logik folgt jenes Verstehen, das auf einen Sinn gerichtet ist, der nicht von einem Subjekt, sondern gleichsam von der immanenten Bedeutung des Textes her konzipiert ist. Zu verstehen ist nicht das Sagen, sondern das Gesagte. Klassisches Vorbild sind die heiligen Texte, deren Aussage auch in Ablösung vom Verfasser, der unbekannt sein kann oder nur als Sprachrohr einer Botschaft, nicht als deren eigentlicher Autor fungiert, Autorität besitzt. Die Sprache, das Symbol, der Text werden zum selbständigen Träger der Botschaft. Hans-Georg Gadamer hat diesen Gedanken am Beispiel der so genannten „eminenten“ Texte illustriert, deren eigenständiges Sinnpotential sie zur Quelle von Wiederholung und Deutung werden läßt.

(3) In einer dritten Hinsicht figuriert der Text weder als Äußerung eines Subjekts noch in seiner Immanenz, sondern als Teil einer kulturellen Welt, aus der er kommt und in die er eingeht. Die Gegenseite zur Abkoppelung von direkten Autor-, Empfänger- und Kontextbezügen ist eine produktive Offenheit, die das Sichöffnen auf einen geschichtlichen Sinnprozeß bedeutet. Der Text löst sich von seinem Autor ab, um sich gleichsam einem anderen Subjekt des Sinns anzuvertrauen. Die Vergegenständlichung des Sinns in einem objektiven Gebilde ermöglicht Weisen des Umgangs mit Sinn, wie sie der direkten Rede nicht zugänglich sind. Die Verfestigung des Sprechens im schriftlichen Dokument bietet spezifische Möglichkeiten, Gesagtes festzuhalten, zu korrigieren und fortzusetzen. Sie ermöglicht ein Zurückkommen auf das Gesagte, aber auch eine neue Analyse, Bearbeitung und Veränderung. Der Text kann untersucht und zerlegt, in seinen Bedeutungsschichten auseinandergelegt, in seiner Gliederung rekonstruiert, auf seine Implikationen hin durchleuchtet werden. Die vielfältigen hermeneutischen Operationen der Analyse, Auslegung, Vergleichung und Dekonstruktion sind idealtypisch Arbeiten an einem Textmaterial. Schrift ist Basis kritischer Reflexion. Sie erlaubt einen größeren Abstand vom Gesagten als die mündliche Tradi-

²⁵ Schleiermacher, Friedrich: Über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F.A. Wolfs Andeutungen und Asts Lehrbuch. In: Ders.: Hermeneutik und Kritik. Frankfurt a. M. 1977, 309-346, hier: 325.

tion; sie begünstigt das Bewußtsein der Konstruktivität einer These, aber auch das Gewährwerden der Divergenzen zwischen Standpunkten. Schrift gibt das Gesagte gleichsam zur Überprüfung frei, stellt es in den Raum diskursiver Erörterung, während mündliche Überlieferung stärker mit dem Ansinnen der Übernahme von Behauptungen verbunden ist und zur Herstellung von Übereinstimmung tendiert.²⁶

(4) Ein viertes Merkmal, das aus den vorausgehenden resultiert, besteht in der Aufwertung der Stellung des Lesers. Die semantische Offenheit der Sinngebilde ist zugleich ein Geöffnetsein auf die Rezeption und Weiterführung, ein Appell an den Leser. Texte fügen sich in einen Diskurs ein, der durch Anschlußhandlungen des Lesens und Schreibens charakterisiert ist. Die Rezeptionsästhetik hat die unverzichtbare Rolle des Lesers bei der Konstitution des Sinns herausgearbeitet. Der Leser ist in anderer Weise in die Konkretisierung des Sinns involviert als der Hörer im mündlichen Dialog. Das Zurücktreten des Autors bedeutet eine veränderte Konstellation im Zusammenwirken von Sinnbildung und Sinnvernehmen. Radikaler könnte man sagen, daß die Rolle des Lesers nicht nur für die Artikulation und Deutung, sondern geradezu für die Herstellung des Textes unabdingbar ist. Der kulturelle Text ist nicht in einem bestimmten Moment, in einer bestimmten Fassung abgeschlossen und ausformuliert. Zum eigenen Sinn des Werks gehört die kreative Lektüre, die den Sinn weiterbildet und das Werk fort schreibt.

Es liegt auf der Hand, daß diese unterschiedlichen Aspekte der Textualität je andere Konsequenzen für die Frage haben, wieweit die Metapher der Lesbarkeit auszuweiten und auf die Welt zu übertragen ist. Ersichtlich haben wir bei der Natur nicht die Möglichkeit, ihren ‚Text‘ nach dem ersten Modus aufzufassen und auf ein subjektives Meinen zurückzuführen – doch ohne daß dadurch schon die Gegenvariante eines autarken, in sich sinnvollen Textes plausibilisiert würde. Wieweit die dritte und vierte Perspektive – der Text als Teil eines geschichtlichen Sinnprozesses und die konstitutive Funktion des Lesers – sinnvoll anwendbar sind, hängt davon ab, wieweit sich die Figuren eines Buchs der Natur oder der Lesbarkeit der Welt tatsächlich als kulturelle Chiffren und Sinngebilde etabliert haben. Die Frage ist, wieweit es zu unserem Verständnis der Welt und des Lebens (wie schon der Träume, der Geschichte) gehört, daß sie uns etwas sagen, daß wir sie in ei-

²⁶ Vgl. Goody, Jack u.a.: Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Frankfurt a. M. 1986, 94 f.

nem genuinen Sinn verstehen und gleichsam wie einen sinnhaften Text auslegen können. In Frage steht nicht allein, wieweit die Ausweitung der Textmetaphorik ontologisch begründet und erkenntnismäßig legitim ist, sondern wieweit sie überhaupt stattfindet und wir uns tatsächlich zur Natur so verhalten, daß wir sie wie einen Text behandeln. Dies ist nicht primär eine Frage der individuellen Sichtweise, sondern des kulturellen Status eines bestimmten Natur- und Weltverständnisses.

Dieses kann im Folgenden nicht als solches zur Diskussion stehen. Vielmehr soll abschließend der Frage nachgegangen werden, welches die bestimmenden Motive für die Ausdehnung der Textmetapher sind. Wieso kommen Menschen dazu, trotz der unübersehbaren Verschiedenartigkeit zwischen Natur und Schrift von einem Buch des Lebens, einer Lektüre der Welt zu sprechen?

4. Die Utopie der Lektüre

Als erstes ist hier an das Privileg der Sprache und den besonderen Status des Textes zu erinnern. Sprache, so hat sich gezeigt, ist die Instanz des Sinns *par excellence* – der Produktion wie des Vernehmens, des Auslegens und Mitteilens von Sinn. Sprache bildet für die Hermeneutik einen Ausgangspunkt wie einen Fluchtpunkt und umfassenden Horizont. Wenn der kulturwissenschaftliche *linguistic turn* die sprachliche Verfaßtheit der sozialen Welt betont, so legt sich die Ausweitung nahe, Welt überhaupt von ihrer sprachlichen Substruktur her zu fassen. Dazu kommt die genuine Verfassung des Textes. Ihr gegenüber ist die besondere Rolle des Lesers sichtbar geworden, der in der Rezeption zum Mitautor, zum Subjekt der Sinnbildung wird. Eine radikale Version dieses Zusammenspiels in der Internet-Kultur hat man in den so genannten ‚blogs‘ gesehen, die geradezu einen neuen Typus von Text darstellen, der dessen traditionelle Merkmale – die Trennung zwischen Text und Kontext, Original und Kommentar, Autor und Leser – suspendiert. Hier scheinen wir am Gegenextrem einer Schrift des Lebens anzulangen, die wir in den Tiefen der Natur entdecken und wie eine Botschaft entziffern – oder uns umgekehrt eben dem anzunähern, was wir im Lesen der Welt erstreben.

Dies weist auf die Frage nach den Motiven solcher Lektüre zurück. Was ist der Grund für den überschwänglichen Gebrauch der Textmetaphorik; was macht uns die Lektüre so interessant, daß wir sie jenseits ihrer Grenzen praktizieren bzw. postulieren? Auf diese Frage scheint es nicht *eine* abschlie-

ßende Antwort zu geben. Drei unterschiedliche Motive seien genannt: Erkenntnis, Macht, Sinn.

(a) Wesensschau – Offenbarung und Geheimnis

Das erste ist eine Utopie des Erkennens: das Streben nach Einsicht in das Wesen der Dinge und in den Plan der Welt. Es ist ein spekulativer Impuls, der das Buch des Lebens in seiner Affinität zum Buch der Bücher auffaßt und nach letzter Wahrheit strebt. Nicht zufällig ist die Idee einer lesbaren Welt auf ihre Nähe zu Metaphysik und Religion hin kritisch befragt worden. Eine besondere Pointe dieser Wissensvision wird in der eingangs genannten Anwendung auf den genetischen Code greifbar. Es ist die Nähe zum Geheimnis und zur Geheimschrift, das durch die Termini des Codes, der Chiffrierung und Entzifferung evoziert wird: „In der Tat haben Geheimschriften, Codes und Chiffren die Menschen schon seit langem fasziniert. [...] Doch diese Faszination einer genomischen Geheimschrift erhöhte sich noch, da sie sich mit einem der ältesten Projekte der Biologie verband: der Suche nach dem Schlüssel zum ‚Geheimnis des Lebens‘, die seit dem 19. Jahrhundert leitmotivisch wurde, nachdem die Seele als Erklärungskategorie aus der Wissenschaft vertrieben war.“²⁷

Das Geheimnis assoziiert sich mit der Idee eines transzendierenden Wissens wie mit den Motiven des Rätsels und der Vewunderung, die seit Platon die Idee der Philosophie bestimmen. Sie sind gesteigert im Kontext einer Schrift ohne Verfasser und Absender. Das Buch der Welt zu lesen ist eine eminente Herausforderung und ein Versprechen zugleich.

(b) Biomacht – Erkenntnis und Herrschaft

Neben der theoretischen steht die praktische Utopie: über den Text des Lebens die Welt beherrschen, das Leben steuern zu können. Seit Bacon die Wissenschaft als Instrument der Naturbeherrschung verkündet hat, ist Herrschaft zu einer Leitidee des Wissens geworden. Sie nimmt im vorliegenden Kontext spezifische Züge an, die mit der genuinen Textualität des Lebens zu

²⁷ Kay, Lily E.: *Das Buch des Lebens*. A. a. O., 385. Nicht zuletzt, so Kay, wuchs „dem Code“ als einer Art Geheimschrift zusätzliche Bedeutung durch die Gleichzeitigkeit von Kommunikationstechnologien, Spionage und Verteidigungsszenarien des Kalten Krieges zu.“ (Ebd.)

tun haben: „Genetische Information bedeutete eine neu entstehende Form von Bio-Macht: Die materielle Kontrolle des Lebens konnte nun ergänzt werden durch die Aussicht auf die Kontrolle seiner Form und seines Logos.“²⁸ Die „skripturale und materiale Beherrschung“ des genetischen Textes hat der Biotechnologe James Watson, einer der Initiatoren des Humangenomprojekts, geradezu als Auftrag für dieses formuliert: „Denn der genetische Würfel wird weiterhin allzu viele Individuen und ihre Familien mit einem grausamen Schicksal schlagen, die diese Verdammung nicht verdient haben. Die Anständigkeit verlangt, daß jemand sie aus ihren genetischen Höllen rettet. Wenn wir nicht Gott spielen, wer dann?“²⁹

Die Kenntnis des Schöpfungsplans und die Beherrschung seiner Kompositionsregeln als Text suggeriert die Möglichkeit, ihn nicht nur lesen, sondern kommentieren, revidieren, mitschreiben zu können. Wie der Leser die Sinnkonstitution des kulturellen Textes mitverantwortet, so hat der Wissenschaftler idealiter an der Konturierung des genetischen Textes teil.

Diese Leser-Autor-Interferenz findet sich beim Buch der Natur gegenüber einem literarischen Werk sogar in gewisser Weise erleichtert und verstärkt. Dem ist so, weil dieses Buch, wie es die neuzeitliche Wissenschaft konzipiert, in einer formalen, entsemantisierten, idealiter rein mathematischen Sprache geschrieben ist. Irritierend an der Rede von einer Lektüre des genetischen Textes ist ja, daß es dieser allenfalls um die Rekonstruktion einer Schrift oder der Strukturmerkmale eines Codes, nicht um das Verstehen des Erfassen eines Textes geht, der in andere Sprachen übersetzbar und in seiner Aussage deutbar wäre. Wenn sich Molekularbiologen von der Überzeugung leiten lassen, daß die technischen Operationen im Umgang mit der DNA funktional äquivalent sind mit Modalitäten unseres Sprachgebrauchs (in denen wir lesen, schreiben, kopieren, übersetzen, editieren), so wird auf eine Analogie von Regelwerken abgehoben, die das ‚Funktionieren‘ der Sprache und des Lebens beschreiben, doch ohne daß damit der grundlegende Hiatus zwischen Sinn und Nichtsinn irgendwie überbrückt würde. Die Schrift bedeutet für sich nichts; eine Transkription ist keine Übersetzung, sie transportiert Zeichen, nicht Sinn. Umso bemerkenswerter ist die Emphase, mit der sich die Text- und Lesemetaphorik, teils im Verbund mit der techno-

²⁸ Ebd., 18.

²⁹ Watson, James: Values from Chicago Upbringing. In: Donald Chambers (Hg.): DNA. The Double Helix: Perspective and Prospective at Forty Years. New York 1995, 197 (zit. nach Kay, Lily E.: Das Buch des Lebens. A. a. O., 64).

logischen Informationsterminologie, in der Erforschung und Beschreibung des genetischen Materials behauptet.³⁰

(c) Sinnverlangen – In der Welt zuhause sein

Eine dritte Intention ist diejenige, die Hans Blumenberg als bestimmendes Motiv in der Figur der Lesbarkeit der Welt herausstellt: das Bedürfnis, die Welt zu verstehen, das ‚Sinnverlangen‘. Worauf er damit abhebt, ist das Absehen auf einen kognitiven Umgang mit der Welt, der nicht in der Klassifizierung und Erklärung der Phänomene aufgeht. Die Metapher der Lesbarkeit ist Ausdruck des Wunsches, daß Wirklichkeit uns zugänglich sei, daß sie gleichsam zu uns spreche, uns offen sei wie ein lesbarer Text. Es ist, so Blumenberg, ein Ausdruck des tiefen Wunsches, mit der Welt vertraut werden zu können, wie wir mit Menschen und Lebenszusammenhängen vertraut sind, nicht Faktoren und Gesetzmäßigkeiten, sondern Sinn zu erkennen – „den wahren Namen der Dinge zu kennen statt nur die exakten Formeln für ihre Herstellung“.³¹

Sowohl die wissenschaftliche Erklärung wie die verstehende Auslegung geben uns die Möglichkeit, einen Gegenstand kognitiv zu durchdringen, gegebenenfalls an ihm Halt zu finden, ihn zu beherrschen oder praktisch zu verwenden. Doch findet dieser kognitive, teils auch technische Zugang in beiden Fällen innerhalb eines grundlegend anderen Weltverhältnisses statt. Der verstehende Zugang öffnet sich auf eine Welt, zu der das Subjekt selbst gehört, die ihr bestimmtes Profil mit Bezug auf es gewinnt und für sein Handeln und sein Selbstverständnis von Belang ist. Es sind zwei unterschiedliche Stoßrichtungen des Erkennens, die sich verflechten und überlagern können. Wenn wir sie im Einzelfall vertauschen – den musikalischen

³⁰ Ein anderer Kontext, in dem die Konvergenz von Forschung und Intervention, Erkenntnis und Schöpfung stattfindet, ist derjenige der Medien und des Designs, zumal wo dieses auf der Nanoebene festgemacht wird, auf welcher die unterschiedlichen wissenschaftlichen und technologischen Perspektiven konvergieren. Die Grundbausteine der Welt, die nicht mehr den Status von Substanzen, sondern von Rastern, Funktionen, Informationen, Designs haben, werden von der Forschung gleichermaßen und in denselben Operationen erforscht, manipuliert und hervorgebracht. Auf dieser Ebene, so der Medienphilosoph Norbert Bolz, ist ineins mit der Dualität von Erkennen und Hervorbringen die Dichotomie von Natur und Kultur unterlaufen. Vgl. Bolz, Norbert: *bang _design. Design-Manifest des 21. Jahrhunderts*. Trendbüro Hamburg 2006.

³¹ Blumenberg, Hans: *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a. M. 1986, 1.

Vortrag akustisch untersuchen oder die DNA als Textbaustein auffassen –, so erscheint dies zunächst als künstliche Verfremdung oder Projektion.

Unabhängig von ihrer epistemologischen Problematisierung bleibt indessen die kulturelle Bedeutung der Idee einer verstehbaren Welt festzuhalten. Sie steht für eine anthropologisch grundlegende Haltung in unserem Umgang mit den Dingen und der Welt. In ihrer positiven Ausführung nähert sie sich dem an, worin Hegel die eigentliche Bestimmung der Philosophie sah: durch Erkenntnis mit der Welt zu versöhnen – dadurch, daß wir die Vernunft in der Geschichte erkennen. Doch ist es wichtig, die eigene Teleologie dieses Sinnstrebens noch vorgängig zu seiner positiven Erfüllung zu bestimmen. Seine existentielle Bedeutung besteht auch losgelöst von der Unterstellung einer metaphysischen Einlösung, vom Auffinden eines höheren Zwecks oder einer gründenden Ordnung. Die Ausrichtung auf die Lesbarkeit der Welt ist an ihr selbst Ausdruck – und in einem gewissen Maße Realisierung – eines Sinnverlangens: als Verlangen, etwas lesen, sinnhaft aneignen zu können, noch nicht notwendig, das Heil im Gelesenen zu finden. Darin meldet sich das Bedürfnis an, die Welt dem Menschen zugänglich zu machen, sie als eine Welt für den Menschen, eine von ihm bewohnbare Welt begreifen zu können. Das Motiv ist jenem verwandt, über welches Novalis die Philosophie definiert, wenn er von ihr sagt, sie sei „eigentlich Heimweh – Trieb, überall zu Hause zu sein“.³²

Nicht zuletzt ist darin ein Gegenakzent zu der im Vorausgehenden betonten Tendenz zum eigenen Schreiben, zur Sinnbildung durch den Leser – erst recht zur praktischen Herstellung und subjektiven Beherrschung des Sinns – zu sehen. Die Utopie des Lesens ist, trotz aller Rezeptionsästhetik, eine des Empfangens, des Vernehmens von Sinn. Es ist die Sehnsucht nach einem Text, der von sich aus spricht und der zu uns spricht. Es ist der Wunsch, Leser, nicht Autor der Welt zu sein. Diese Motivation scheint mir am Ende die zentrale, tiefste zu sein, wenn Textualität als Chiffre universalisiert und auf unser Verhältnis zur Welt im Ganzen angewendet wird.

³² Novalis: Schriften. Bd. III. Hrsg. von P. Kluckholm und R. Samuel. Darmstadt 1968, 434.

Wird die Kultur thematisch, wird auch der Textbegriff zum Problem, und wird der Text in Frage gestellt, geht es immer auch um das Konzept der Kultur. Es handelt sich hier nicht um eine schlichte theoretische Fragestellung, sondern zugleich um ein Problem mit einer eminent praktischen Dimension. Kultur läßt so wenig distanzierte Gelassenheit zu wie Texte einfach in einem neutralen Zugang erschlossen werden können. Es steht sozusagen immer mehr auf dem Spiel, was ein reines Verstehen als Erkennen übersteigt, vielleicht sogar sprengt. Wer in diesem Sinne die auf den ersten Blick einfache Frage nach der Textualität stellt, eröffnet neben einer Sachfrage einen Problemkomplex, der immer auch die Selbstverständigung und das Selbstverständnis der Kultur, der kulturellen Subjekte und der Wissenschaften betrifft.

ISBN 978-3-8260-3964-5



9 783826 039645